

Louis-Ferdinand Céline: „Krieg“

Der schlüpfrige Krieg

Von Dirk Fuhrig

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 17.09.2023

Louis-Ferdinand Céline ist einer der einflussreichsten und umstrittensten französischen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts. Fünfzig Jahre nach seinem Tod sind verschollen geglaubte Schriften aufgetaucht, darunter der Roman „Krieg“ über das Grauen des Ersten Weltkriegs.

Célines Krieg ist Lärm, ist Höllenqual durch Geräusch. Der Roman beginnt mit einem Schuss, einem Knall, einem nie enden wollenden Dröhnen im Kopf.

„Das ließ mich jedes Mal losbrüllen, und dann wurde es noch schlimmer. Danach dann konnte ich noch weniger Lärm machen, mit meinem Geschrei immer noch, als der grauenhafte Krach, der meinen Kopf durchfuhr, tief drinnen wie ein Zug.“

Der Soldat, der hier spricht, liegt auf dem Schlachtfeld, irgendwo im Norden Frankreichs, an der Grenze zu Belgien. Ringsum Blut, Verwüstung, aufgerissenes Gelände und verstümmelte Kameraden, die mit dem Tode ringen.

„Meine Kopffolter hörte ich in der großen und leeren Landschaft laut. Fast machte es mir selbst Angst, wenn ich mir zuhörte. Ich glaubte, ich würde die Schlacht wieder aufwecken, so viel Krach machte ich innerlich. Ich machte in mir drin mehr Krach als eine Schlacht.“

Erst wenige Wochen tobt dieser Krieg – und schon ist dieser Soldat ein Gezeichneteter. Eine Kugel steckt ihm im Schädel, nur knapp hat sie sein Hirn verschont.

Der Krieg im Kopf

„Seit Dezember 14 habe ich immer in so grässlichem Lärm geschlafen. Der Krieg hat mich im Kopf erwischt. Er ist in meinem Kopf eingesperrt.“

Ferdinand heißt der Soldat mit dem unauslöschlichen Krieg im Kopf. Eine Bombe ist direkt neben ihm explodiert. Der Rest seiner Einheit ist tot, er der einzige Überlebende. Er kriecht wie paralysiert durch das Gelände.

Louis-Ferdinand Céline

Krieg

Aus dem Französischen
von Hinrich Schmidt-Henkel

Rowohlt Verlag, Hamburg

192 Seiten

24 Euro

„Weitere Kilometer. Wieder Blut geschluckt. [...] Alles drehte sich. Scheiße, habe ich gedacht, Ferdinand. Du wirst doch jetzt nicht verrecken, wo du das Schlimmste hinter dir hast!“

Die Romanfigur Ferdinand trägt Züge des Arztes und Schriftstellers Louis Ferdinand Auguste Destouches. Als Achtzehnjähriger war er freiwillig in die Armee eingetreten und zwanzigjährig in den „Grande guerre“ gegen das deutsche Kaiserreich gezogen. Als Autor schrieb er später unter dem Pseudonym: Louis-Ferdinand Céline.

Biografischer Einschnitt

Als Unteroffizier Destouches wurde er 1914, nur wenige Wochen nach Kriegsausbruch, schwer verwundet und danach für wehruntauglich erklärt. Dieser biografische Einschnitt ist die Folie für dieses Buch.

Ferdinand, der Ich-Erzähler im Roman, schleppt sich mit seiner Verwundung bis in die nächste Ansiedlung, in ein Dorf, das „Noirceur“ heißt: „Schwärze“. Oder auch: „Traurigkeit“. Von dort geht es weiter in eine Stadt, die gleichfalls einen sprechenden Namen trägt: „Peurdu“ – eine Verschmelzung der Wörter „Peur“ und „perdu“: „Angst“ und „verloren“.

„Sie wussten nicht, war ich Belgier oder Engländer oder aber Franzose, sie zögerten, derart abgerissen waren meine Klamotten, all das war unterwegs passiert. Und wenn ich ein Deutscher gewesen wäre, sie hätten es nicht erkannt. Übrigens gab es Lazarette für jeden Geschmack in Peurdu-sur-la-Lys.“

„Lys“, die Lilie, Symbol der französischen Monarchie – auch sie längst verwelkt. Man spürt sie in jeder Zeile, diese mitunter pennälerhaft wirkende Lust an Wortspielen und Anspielungen. Und immer wieder am Imitieren des Zungenschlags der einfachen Leute.

„Eine kleine Stadt war das, aber günstig gelegen, um die Wracks aus allen Schlachten aufzunehmen. Sie klebten mir Etiketten auf den Wanst, und am Ende landete ich im Virginal Secours in der Rue des Trois-Capucines, das von Damen der besseren Gesellschaft geleitet wurde und ein paar Nonnen.“

Dieser nachlässige, die literarische Hochsprache bewusst unterlaufende Sound machte Louis Destouches als Schriftsteller berühmt. Nachdem er zunächst Medizin studiert und jahrelang als Arzt praktiziert hatte, begann er ein Jahrzehnt nach Ende des Ersten Weltkriegs, im Alter von Mitte dreißig, mit dem Schreiben.

Provokation des bürgerlichen Geschmacks

Als 1932 sein erster Roman „Reise ans Ende der Nacht“ erschien, borgte er sich den Vornamen seiner Großmutter Céline aus und firmierte fortan als der die bürgerliche Moral und den Literaturbetrieb herausfordernde Schriftsteller Louis-Ferdinand Céline.

Ferdinand hieß auch schon sein Held in „Reise ans Ende der Nacht“ – diesem hoffnungslos pessimistischen Meisterwerk, in das die apokalyptische Weltkriegserfahrung peinigend eingeschrieben ist.

Die „Reise“ war ein Überraschungs-Bestseller, Céline wurde als brachialer Erneuerer gefeiert. Im nachfolgenden Roman „Mort à Crédit“ („Tod auf Raten“), setzte er sein

Aufwachsen in dem Städtchen Courbevoie, nordwestlich von Paris in Szene, erneut in praller, oft derber Alltagssprache.

Der nun vor zwei Jahren in einem verschollenen Handschriften-Packen entdeckte und jetzt erstmals auf Deutsch veröffentlichte Roman „Krieg“ lässt sich als eine Fortsetzung dieser Jugenderinnerungen lesen. Stilistisch ist er ebenso respektlos, sexuell freizügig, obszön.

„L’Espinasse, die Tussi“

so tituliert der Ich-Erzähler Ferdinand seine Krankenschwester im Lazarett.

„Sie kam abends vorbei und rieb mir unbeteiligten Gesichts den Schwanz heiß.“

Schlüpfrige Stellen

Die Pflegekraft, so der Text in penetranter Wiederholungsschleife, kümmert sich passioniert nicht nur um die verletzten Körperpartien, sondern auch um die erogenen Zonen ihrer Patienten.

War die Verwundung auf dem Schlachtfeld noch als alptraumhafte Katastrophe und Lärmfolter expressionistisch ausgemalt worden, entwickelt sich der Lazarett-Aufenthalt in Peurdu-sur-la-Lys immer mehr zu einem derben, sinnenfrohen Schäferspiel. Nicht nur die Krankenschwester, auch die Kellnerinnen in der Schenke des Ortes kümmern sich um das leibliche Wohl der französischen und -britischen Soldaten, die zur Unterstützung über den Kanal gekommen sind. Und auch untereinander haben die Frontkämpfer ihren Spaß.

„Sobald einer also genug getrunken und geschlafen hatte, holte er sich einen runter, vielleicht fickte man sich unter Alliierten auch ein bisschen in den Arsch, was bei uns damals noch nicht so verbreitet war.“

Der Roman ist satt durchtränkt mit schlüpfrigen Stellen dieser Art. Hinrich Schmidt-Henkel, gestählt durch zahlreiche Übersetzungen Céline’scher Werke, hat auch diesmal herausragende Arbeit geleistet. Selbst wenn sich der eine oder andere Argot- oder Fäkalausdruck auch beim besten Willen nicht hundertprozentig ins Deutsche bringen lässt.

Irrungen und Wirrungen eines Manuskripts

Doch es ist nicht nur die ja bekannte scheinbare Rohheit Célines, die radikal ungeschönte Sicht auf die Brutalität der Welt; die Schimpfwörter lustvoll über den Text streuende, oft in einer Art Endlosschleife mäandernde Diktion, die diesen fragmentarischen Roman so bemerkenswert machen. Es sind auch die Umstände, unter denen er fast neunzig Jahre nach seiner Niederschrift ans Licht gekommen ist.

Alles hängt zusammen mit der Verstrickung Louis-Ferdinand Célines in den Zweiten Weltkrieg. Ende der dreißiger Jahre hatte er sich in übler Weise als Rechtsausleger zu erkennen gegeben. Berüchtigt wurden seine antisemitischen Pamphlete wie die „Bagatelles pour un massacre“, die sich 1937 in hoher Auflage verkauften. Céline – der als Jugendlicher zu Sprachaufenthalten in Norddeutschland und Karlsruhe gewesen war – sympathisierte mit der jüdenfeindlichen Fraktion in der französischen Politik, die mit Hitler zusammenarbeitete. Aber:

„Kollaboration im engeren Sinne, etwa durch offizielle Funktionen oder Ämter unter Vichy, kann man Céline nicht nachweisen.“

So Niklas Bender im Vorwort zur deutschen Ausgabe von „Krieg“.

Als das besetzte Paris 1944 von den Alliierten schließlich befreit wurde, musste der Schriftsteller Hals über Kopf aus seiner Wohnung im Stadtteil Montmartre fliehen. Er fuhr von der Gare de l'Est aus via Karlsruhe nach Sigmaringen, wo sich bereits General Pétain mit seiner Vichy-Regierung im Exil befand.

Flucht zu den Kollaborateuren nach Sigmaringen

Bei diesem überstürzten Aufbruch konnte Céline kaum etwas mitnehmen. Seine Wohnung wurde von der Résistance requiriert. Was mit den dort befindlichen Dokumenten geschah, blieb unbekannt. Als der Autor – nach Exil und einem Gefängnisaufenthalt in Dänemark – 1951 nach Frankreich zurückkehrte, forderte er seine Manuskripte zurück.

„Die Rede vom Diebstahl wurde als bildreiches Lamento gesehen. Da Céline auf der falschen Seite von Geschichte und Moral stand, interessierte sich in der Tat niemand dafür. Für Céline hingegen stellte die Entwendung Höhe- und Endpunkt seiner Vertreibung aus Montmartre, seinem Pariser Lieblingsviertel, und aus Frankreich dar.“

Bis zu seinem Tod 1961 beharrte Louis-Ferdinand Céline auf seinen Vorwürfen. Auch etwa in „Von einem Schloss zum anderen“, dem verklärenden Roman über seine Aufnahme bei den Kollaborateuren in Sigmaringen. Céline sprach immer von „Épurateurs“ also „Reinigern“, die sein Werk aus politischen Gründen entsorgt, womöglich verbrannt hätten.

Es gibt eine lange Forschung der „Célinisten“ – also der Céline-Anhänger –, die über Jahrzehnte hinweg die Spuren der verschwundenen Handschriften verfolgten. Als 2019 die Witwe des Schriftstellers, Lucette Destouches, mit 107 Jahren starb, dachte man, nun gäbe es nichts Neues mehr zu entdecken.

Dann aber veröffentlichte die Zeitung „Le Monde“ Anfang August 2021 unter der Überschrift „Die wiedergefundenen Schätze des Louis-Ferdinand Céline“ spektakuläre Aussagen des Journalisten Jean-Pierre Thibaudat. Der berichtete von einem Telefonanruf, bei dem ihm von einer unbekannt Person vertrauliche Dokumente angeboten wurden.

„Als wir uns trafen, kam er...“

...also diese Person, die anonym bleiben wollte...

„... mit dicken Taschen voller handschriftlich verfasster Blätter an. Sie waren von der Hand Louis-Ferdinand Célines. Er vertraute sie mir unter einer einzigen Bedingung an: Ich dürfte sie nicht vor dem Tod Lucette Destouches veröffentlichen.“

Spannender Literaturkrimi

Hier beginnt der Literaturkrimi, der Frankreichs Kulturszene mehr als ein Jahr lang in Atem hielt. Denn der Journalist gab nicht preis wer der- oder diejenige war, die ihm

„gegen Ende der 80er-Jahre“

das voluminöse Paket übergeben hatte.

„Quellenschutz“

Nur soviel. Es war jemand

„im Alter zwischen 40 und 50 Jahren, der 1944 ein Kind gewesen sein muss. [...] Unser Pakt sah vor, dass ich die Identität der Person nicht preisgebe.“

Ein Jahr später erst, im August 2022, enthüllte der Journalist das Geheimnis schließlich auf seinem Blog. Der einstige Kulturredakteur und Sonderkorrespondent der linken Zeitung „Libération“, hat darüber auch das Buch „Le trésor retrouvé“ – „Der wiedergefundene Schatz“ – geschrieben. Auf dessen Titelseite ist eine große Holzkiste abgebildet, in der sich ein Kubikmeter Papier, nämlich 5324 Manuskript-Seiten, befunden haben sollen.

Es war die Résistance!

Der Widerstands-Kämpfer Yvon Morandat, so schildert es Jean-Pierre Thibaudat, habe die Dokumente nach dem Zweiten Weltkrieg an sich genommen. Nach seinem Tod fand dessen Tochter sie in einem Koffer. Sie war die Person, dieser „Leser“, die sich an den Journalisten gewandt hatte.

Das von ihr übergebene Konvolut enthält die Manuskripte zu „Tod auf Raten“ und „Guignols Band“, Erweiterungen zu „Casse-pipe“ („Kanonenfutter“) sowie zwei Buch-Projekte, die als verschollen galten: „La Volonté du Roi Krongold“ und „La Légende du Roi Krongold“.

Und eben die Romane „Krieg“ und „Londres“, also „London“, der als direkte Fortsetzung von „Guerre“ konzipiert ist.

Nach einem juristischen Hin-und-Her über die Rechtsnachfolge wurden diese nicht nur literarisch wertvollen Papiere – Céline-Handschriften werden bei Auktionen hoch gehandelt – nun vom Verlag Gallimard in einer kritischen Ausgabe editiert. Célines Werk erscheint dort in der prächtigen „Pléiade“-Reihe, Signal dafür, dass der umstrittene Schriftsteller heute als Klassiker gilt.

„Krieg“, so lässt sich rekonstruieren, wurde um 1934 begonnen, aus unbekanntem Gründen aber weder zu Ende gebracht, noch veröffentlicht. In der deutschen Ausgabe sind einige Manuskriptseiten abgedruckt, an denen man die unruhige, etwas krakelige Schreibweise Célines gut nachvollziehen kann.

Der heuchlerische Beichtvater

Trotz des geringen Seitenumfanges ist an diesem prallen Text die rücksichtslose Bissigkeit gegenüber allen Institutionen der Republik bemerkenswert. Ebenso wie die militärischen Vorgesetzten werden die Vertreter der katholischen Kirche, die im Lazarett die Seelsorge verrichten, aufs Korn genommen.

„Jeden Tag kam der Pfaffe vorbei. Drehte seine Kreise wie ein Geier, war aber nicht schwer zu befrieden. Eine kleine Beichte hier und da, schon war er glücklich. Er strahlte.“

Céline stattet hier seinen Ich-Erzähler mit gewitzter Boshaftigkeit aus. Seine Begegnung mit der Geistlichkeit trägt Züge einer Farce:

„Ich setzte eine ordentlich dämliche und betrübte Miene auf, um den Worten des Priesters ebenso wie die anderen beizupflichten. Ich hörte ihn nur schlecht wegen dem Gedonner, das um meinen Kopf kreiste wie ein Helm aus Lärm, ein fast undurchdringlicher. Nur durch dieses Gepfeife hindurch und wie durch eine tausend Echos bewirkende Tür erreichten mich seine honigtriefenden, heuchlerischen Worte. Meine Mutter kriegte den Mund nicht mehr ganz zu, derart Erhabenes verzapfte dieser Priester.“

Ferdinands Mutter kommt ins Spiel, als seine Eltern den verwundeten Soldaten in Peurdu-sur-la-Lys besuchen. Während sie sich mit ihm gemeinsam bei den Honoratioren der Stadt zu einem gesitteten Abendessen einfinden, eröffnen die Deutschen in unmittelbarer Nähe das Feuer. Für den Sohn gibt es keinen größeren Horror als die Ignoranz der braven Bürger.

„Ihre gewaltige optimistische, dämliche, verkommene Idiotie, mit der sie vor allen Offensichtlichkeiten die Augen verschlossen, ungeachtet aller Schande, aller schrecklichen, extremen, blutigen Leiden, die doch unter den Fenstern, hinter denen wir saßen, laut schrien, das Ausmaß meines Dramas mochten sie nicht akzeptieren.“

Erschlichener Orden

Grund für den Besuch der Eltern aber ist weniger die Sorge um ihren Sohn, als vielmehr die Verleihung einer hohen Auszeichnung. Ferdinand erhält einen Orden, den er sich – so darf der Leser ahnen – erschlichen hat: durch seine geschönte Schilderung des Angriffs, bei dem alle seine Kameraden umgekommen waren. Auch die Übertreibung seiner Verletzung, die zur Ausmusterung führt, spricht allen Helden-Parolen aufrechter Vaterlandsverteidiger Hohn.

Ferdinands Eltern verkörpern die Naivität vieler Franzosen, die den Krieg – jedenfalls in den Anfangsmonaten – nur aus der Ferne betrachteten.

In der Häme gegenüber Vertretern von Staat und Zivilgesellschaft zeigt sich der antimilitaristische Impetus dieses Romans. Die Soldaten werden bei Céline von eitlen, unfähigen Vorgesetzten wie willenloses Vieh in sinnlose Schlachten getrieben.

Während sich Erich-Maria Remarques „Im Westen nichts Neues“ eindeutig als Anti-Kriegs-Roman einordnen lässt, liegt die Sache bei als rechts verorteten Schriftstellern wie Céline komplizierter. Auch in Bezug auf Ernst Jüngers „In Stahlgewittern“ fiel es lange schwer, von einem kriegskritischen Werk zu sprechen.

Bei Céline stehen sein manifester Antisemitismus und die Nähe zu Hitlers Helfershelfern, der Vichy-Regierung, einer eindeutig pazifistischen Lesart von Werken wie „Reise ans Ende der Nacht“ und eben jetzt „Krieg“ scheinbar entgegen. Dabei ist dieser neu aufgetauchte Roman der Gegenentwurf zu einem hurrapatriotischen Schlachtfeld-Epos. Sein abgründig-humoristischer Ton verspottet das hohle Pathos der Kriegsbegeisterung.

Es fällt auf, dass so gut wie keine Kriegsverläufe geschildert werden. Politik spielt kaum eine Rolle und auch nicht deutsche Soldaten, sie werden nicht als „der“ Aggressor dämonisiert. Für die Gräueltaten, die körperlichen und seelischen Verstümmelungen, ist in diesem Roman der „Krieg“ an sich verantwortlich.

Das radikale Ich des Schriftstellers

Céline geißelt ihn als Urgewalt, ohne daraus jedoch eine humanistische Position zu formulieren. So abschreckend die Grausamkeiten ausgemalt werden, so wenig lässt sich dem Text eine anklagende Haltung entnehmen. Alles ist rein subjektiv erlebt und geschildert. Ferdinand blickt ausschließlich mit seiner eigenen – kleinen, durchaus auch kleinbürgerlichen, triebgesteuerten – Wahrnehmung auf die Welt. Das führt zur Eigenart von Célines literarischem Schaffen: dass es sich in keine weltanschauliche Richtung ein-, keiner Strömung zuordnen lässt. Das radikale Ich des Schriftstellers ist entscheidend für die Faszination, die bis heute von seinen Werken ausgeht – trotz oder gerade wegen der vielen Zumutungen auf sprachlicher und inhaltlicher Ebene, der Obszönitäten und herabsetzenden Bemerkungen.

In „Krieg“ ist sein Protagonist Ferdinand ein liebenswerter Halunke, ein kleiner Schurke, der gar nicht schlecht lebt im Lazarett, das eine Art exterritorialer Raum mit eigenen Gesetzmäßigkeiten ist. Dazu zählt neben der unmoralisch-unpatriotischen Gesinnung auch eine anti-bürgerliche Freizügigkeit in sexuellen Dingen.

Zugleich aber herrschen Angst und Hoffnungslosigkeit in „Peurdu-sur-la Lys“. Um dem zu entkommen, lässt sich der fesche Ferdinand ohne Weiteres auf eine Ménage à trois mit einer schönen Dirne aus Paris und einem älteren britischen Offizier ein – der die beiden schließlich mit sich nimmt. Am Ende des Buchs steht Ferdinand auf dem Deck eines Boots, das ihn über den Kanal trägt.

„Vorbei die ganze Sauerei, Frankreich hatte seine ganze Landschaft, diesen Misthaufen, verteilt, Millionen stinkender Mörder bedeckt, seine Wäldchen, seine Kadaver, seine zigfach verkackten Städte und seine unendlichen Scheißschwärme von Todesstacheln.“

Der Schriftsteller Louis-Ferdinand Céline wird bis zu seinem Tod 1961 die Folgen seiner vor vielen Jahrzehnten erlittenen Kriegsverletzung beklagen. Seinen schelmenhaften Anti-Heros Ferdinand lässt er aus der „ganzen Sauerei“, aus dem Lärm der Schlachtfelder, entweichen. Ein erstaunlich hoffnungsfrohes Ende. Mit London als Zufluchtsort – dem Céline einen eigenen, weiteren Roman widmen wird, dessen Manuskript auch in dem wieder aufgetauchten Handschriften-Packen zu finden ist.